

EINLEITUNG

Birgit Aschmann, Thomas Stamm-Kuhlmann

Als Theodor Schieder im Jahr 1963 darüber nachdachte, in welchem Verhältnis „Das Jahr 1813 und das heutige Europa“¹ zueinander stünden, fiel ihm die „Stille“ auf, „die das Jahr der hundertfünfzigsten Wiederkehr“ der Leipziger Schlacht umgibt.² Allenfalls im Osten des geteilten Deutschlands, so Schieder, würde der runde Jahrestag zum Anlass genommen, um die deutsch-russische Freundschaft zu zelebrieren. Seit dieser Zeit haben sich sowohl die politischen Rahmenbedingungen als auch die historiographischen Zugänge zu den antinapoleonischen Befreiungskriegen erheblich verändert. Im Abstand von 50 Jahren zeigt sich nicht nur, dass Schieders Interpretation der Ereignisse des Jahres 1813 insoweit stark vom zeitgenössischen Kontext geprägt war, als die Zurückweisung der universalistisch angelegten napoleonischen Diktatur ebenso wie der Fokus auf die deutsche Teilung in dezidiert nationalgeschichtlicher Perspektive erfolgte. Auch die allgemeine Zurückhaltung von 1963 ist Geschichte. Fünfzig Jahre später überrascht die grundsätzliche Unbefangenheit, mit welcher der blutigen Vergangenheit vor zweihundert Jahren in der Öffentlichkeit gedacht wurde. „Hau rein“, überschrieb die *Süddeutsche Zeitung* Mitte Oktober 1813 einen ganzseitigen Beitrag über den Umgang mit dem – wie es dort hieß – „Hieb- und Stichfest“ der Leipziger Völkerschlacht.³ Neben dem Reenactment, zu dem im Herbst 2013 6.000 Hobby-Soldaten-Schauspieler in Leipzig erwartet wurden, gab insbesondere die Idee des MDR zu denken, die Völkerschlacht durch eine viertägige Brennpunktsimulation zu inszenieren. Die Zeitschrift *Der Spiegel* klagte einerseits über diese Art „Geschichtspornographie“, gab aber zugleich zu bedenken, dass anders als durch mediale Innovationen das Publikum nicht mehr erreicht werden könne. Vor allem aber wies der Verfasser des Beitrags auf die grundlegende Schwierigkeit hin, die mit dem Datum 1813 verbunden ist: „Nun ist diese Völkerschlacht eine sehr komplexe Angelegenheit, nicht nur für Historiker. Das gilt vor allem für ihre Folgen“.⁴

Es dürfte außer Frage stehen, dass das unbefangene Nachspielen der so verlustreichen Schlachten zweihundert Jahre später nur deshalb solchen Anklang in

1 Theodor Schieder, *Das Jahr 1813 und das heutige Europa*, in: ders., *Einsichten in die Geschichte. Essays*, Frankfurt a. M. 1980, 231–248.

2 Ebd., 231.

3 Cornelius Pollmer, *Hau rein*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 12./13.10.2013, 3.

4 Arno Frank, *MDR-Experiment: Völkerschlacht live mit Ingo Zamperoni*, in: *Spiegel online*, 12.10.2013, <http://www.spiegel.de/kultur/tv/voelkerschlacht-im-mdr-a-927399.html>.

der Öffentlichkeit fand, weil ein neuerlicher Krieg in Europa jenseits allen Vorstellungsvermögens war. „Vom Blutvergießen 1813 zum Europäischen Frieden 2013“, lautete optimistisch der Untertitel eines Vortrags von Alfred Grosser. Dass heute „Kriege in Europa kaum noch denkbar“ seien, wie Andreas Fahrmeir in seinem Beitrag betont, wäre im Oktober 2013 von niemandem bestritten worden. Seither hat mit dem Krieg in der Ukraine und den anschwellenden Flüchtlingsströmen aus den außereuropäischen Kriegsgebieten die Klage des Schwenninger Schusters Johannes Jauch aus dem Jahre 1814 plötzlich neue Aktualität gewonnen: „Oh ihr, wünscht euch nur Fried und keinen Krieg“⁵.

Auf der Suche nach Analogien zu den dramatischen Ereignissen des Jahres 2014 kamen Politiker und Journalisten immer wieder auf den nun hundert Jahre zurückliegenden Ersten Weltkrieg zu sprechen – jener Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, deren Folgen bis in die Gegenwart zu spüren sind. Die antinapoleonischen Kriege traten darüber sehr schnell in der allgemeinen Aufmerksamkeit zurück.⁶ Zu Unrecht, denn schließlich gibt es gute Gründe, die Urkatastrophe der Moderne schon in den Befreiungskriegen zu sehen. Nicht erst der Erste Weltkrieg, schon die Befreiungskriege – beziehungsweise konkret die Völkerschlacht bei Leipzig – sind als „das Ende der Alten Welt“⁷ bezeichnet worden.

Um dies beurteilen zu können, ist es unerlässlich, die Bedeutung dieser Kriege weiter auszuloten. Die angesprochene Komplexität der Völkerschlacht potenziert sich dabei, wenn man mit „1813“ nicht nur das Leipziger Kampfgetümmel meint. Vielmehr sollte man das Jahr als Chiffre verstehen für die Umbruchphase von der Französischen Revolution bis 1815 im Allgemeinen oder die antinapoleonischen Kriege im Besonderen. Welche Folgen hatten diese Kriege für Europa?

Wie sehr das Urteil von der jeweiligen Zeit abhing, ergibt beispielhaft ein kurzer Blick in die Geschichte der deutschen Historiographie. Da im 19. Jahrhundert so gut wie alle politischen Richtungen eine Möglichkeit fanden, die damaligen Ereignisse im Dienst einer eigenen Traditionsbildung zu vereinnahmen, setzte schon früh eine intensive populäre, aber auch historiographische Auseinandersetzung mit dem antinapoleonischen Krieg der Deutschen ein.⁸ Nach einer Hochpha-

5 So Jauch in seinem Tagebuch, zit. nach Ute Planert, *Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden: Alltag – Wahrnehmung – Deutung 1792–1841*, Paderborn 2007, 613.

6 Ein Grund dafür dürfte auch darin gelegen haben, dass anders als beim Ersten Weltkrieg keine neue wissenschaftliche Monographie zu 1813 auf dem Buchmarkt erschienen war, welche eine vergleichbare öffentliche Debatte und selbst in der Fachwissenschaft ein nachhaltiges Echo ausgelöst hätte. Publikationen wie Alexandra Bleyer, *Auf gegen Napoleon! Mythos Volkskriege*, Darmstadt 2013 oder Arnulf Krause, *Der Kampf um Freiheit. Die Napoleonischen Befreiungskriege in Deutschland*, Stuttgart 2013 führen eher Forschungsergebnisse zusammen, als dass sie neue hinzufügen.

7 So der Titel der Publikation von Andreas Platthaus, *1813. Die Völkerschlacht und das Ende der Alten Welt*, Berlin 2013.

8 Vgl. u.a. Helmut Berding, Das geschichtliche Problem der Freiheitskriege 1813–1814; in: Karl Otmar Freiherr von Aretin / Gerhard A. Ritter (Hgg.), *Historismus und Moderne Geschichtswissenschaft. Europa zwischen Revolution und Restauration 1797–1815*, Drittes dt.-

se der Auseinandersetzung innerhalb der borussophilen Historiographie des Kaiserreichs traten die Kriege in der deutschen Forschung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts deutlich zurück – Schieders „Stille“ des Jahre 1963 sollte noch lange Zeit anhalten. Denn sein Ratschlag, den „bedeutenden und großartigen Moment deutscher und europäischer Geschichte uns neu geistig anzueignen“⁹, blieb vorerst ungehört. Wenn sich die bundesdeutsche Geschichtswissenschaft überhaupt dem beginnenden 19. Jahrhundert zuwandte, dann weitgehend unter modernisierungstheoretischen Aspekten, etwa den Impulsen der Reformwerke in Preußen oder dem Rheinbund.¹⁰

Erst im Verlauf der kulturgeschichtliche Wende der 1980er Jahre rückte die Kriegsperiode wieder in den Fokus historiographischen Arbeitens. Entscheidende Impulse gingen nun von einer Nationalismusforschung aus, die den Konstruktcharakter vermeintlich nationaler Identitäten hervorhob und dabei dem Krieg eine besonders integrationsstiftende Wirkung beimaß. In den folgenden Jahren profitierte die Forschung einerseits von einem vor allem von Karen Hagemann vertretenen gendergeschichtlichen Ansatz, der die Konstruktion der Nation mit der Festschreibung von Geschlechterrollen in Verbindung brachte.¹¹ Dazu trat ein erfahrungsgeschichtlicher Zugang, der durch die Verankerung im Tübinger SFB „Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ eine theoretische Fundierung erhielt.¹² Insbesondere die Publikationen von Ute Planert belegen den Ertrag eines solchen erfahrungsgeschichtlichen Ansatzes.¹³

Freilich standen Hagemann und Planert mit ihren Habilitationsschriften insofern in der Tradition der deutschen Historiographie, als auch sie sich ausschließlich auf die Geschichte innerhalb deutschsprachiger Regionen bezogen: Hagemanns Schrift war der preußischen Entwicklung gewidmet, Planert legte eine Studie über den süddeutschen Raum vor. Bis heute prägt ein solcher nationalgeschichtlicher Fokus die meisten Publikationen zu den antinapoleonischen Kriegen, auch die nichtdeutschen. Das hat damit zu tun, dass die antinapoleonischen Kriege vorwiegend in ihrer jeweils nationalstaatlichen Bedeutung wahrgenommen werden, was sich in den national divergierenden Publikationskonjunkturen nieder-

sowjet. Historikertreffen in der Bundesrepublik Deutschland, München 13.–18.03.1978, Stuttgart 1987.

9 Schieder, *Das Jahr 1813*, 232.

10 Vgl. u.a. Paul Nolte, *Staatsbildung als Gesellschaftsreform. Politische Reformen in Preußen und den süddeutschen Staaten 1800-1820*, Frankfurt a. M. / New York 1990; Eberhard Weis, *Deutschland und Frankreich um 1800. Aufklärung – Revolution – Reform*, München 1990. Allgemein siehe Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 1, München 1987, 506–530.

11 Karen Hagemann, „*Männlicher Muth und teutsche Ehre*“. *Krieg und Geschlecht in der Zeit der antinapoleonischen Kriege Preußens*, Paderborn 2002.

12 Vgl. u.a. Nikolaus Buschmann / Horst Carl, Zugänge zur Erfahrungsgeschichte des Krieges. Forschung, Theorie, Fragestellung, in: dies. (Hgg.), *Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg*, Paderborn 2001, 11–26.

13 Vgl. Planert, *Mythos*; dies. (Hg.), *Krieg und Umbruch in Mitteleuropa um 1800. Erfahrungsgeschichte(n) auf dem Weg in eine neue Zeit*, Paderborn 2009.

schlägt: In Deutschland etwa machten Sammelbände anlässlich des Untergangs des Alten Reiches den Anfang, in Spanien hingegen wurden Beiträge zunächst zum Aufstand von 1808, später zur Verfassung von Cádiz aus dem Jahre 1812 veröffentlicht, während gleichzeitig Werke über den Russlandfeldzug 1812 erschienen, bevor nun die Publikationen zur Völkerschlacht vorgelegt werden.¹⁴ Allerdings hat sich Karen Hagemann in ihren jüngsten Veröffentlichungen gerade für die Überwindung der regionalen Begrenztheit eingesetzt: In der von ihr mitherausgegebenen Reihe „War, Culture and Society, 1750-1850“ wurden Sammelbände ediert, die sich nicht zuletzt der transatlantischen Dimension annehmen und Beiträge zu diversen Nationen zusammentragen.¹⁵

Trotz des in der jüngsten Zeit massiv zugenommenen Interesses der Historiographie an den antinapoleonischen Kriegen – nicht zuletzt bedingt durch die vielen Gedenkjahre – bleiben viele Fragen offen. Auf drei Desiderate sei im Besonderen verwiesen, wobei sich das erste auf einen methodischen Zugang und das zweite sowie das dritte auf eine inhaltliche Dimension beziehen.

Erstens gibt es kaum Studien über „1813“, die die europäische Dimension in den Blick nehmen und dabei einer Vergleichs- oder Transfer- bzw. Verflechtungsgeschichte genügen können. Monographien zeigen sich vielfach einer einzelstaatlichen Perspektive verpflichtet, auch die meisten Sammelbände sind oftmals nur angelegt als eine Addition nationalgeschichtlicher Zugänge.¹⁶ Zweitens beziehen sich die bisherigen Forschungen auf übersichtliche politische beziehungsweise gesellschaftliche Segmente: Im Vordergrund standen Formen der Mobilisierung, die Reichweite nationaler Euphorie in Konkurrenz zu lokalen Loyalitäten oder auch die verschiedenen Ebenen religiöser Orientierung. Welche Impulse jedoch von der Kriegsperiode für die verfassungs-, kultur- oder wirt-

14 Wolfgang Burgdorf, *Ein Weltbild verliert seine Welt: Der Untergang des Alten Reiches und die Generation 1806*, München 2006; Michael North / Robert Riemer (Hgg.), *Das Ende des Alten Reiches im Ostseeraum. Wahrnehmungen und Transformationen*, Köln, Weimar, Wien 2008; Charles Esdaile, *The Peninsular War: A New History*, London 2003; ders., *Fighting Napoleon: Guerrillas, Bandits and Adventurers in Spain, 1808–1814*, New Haven 2004; Ronald Fraser, *Napoleon's Cursed War. Spanish Popular Resistance in the Peninsular War, 1808–1814*, London 2008; Jorge Novella, *La Constitución de Cádiz en su bicentenario (1812–2012)*, Murcia 2013; Juan Sisinio Pérez Garzón, *Las Cortes de Cádiz y los significados políticos del primer liberalismo español: absolutistas y liberales aragoneses en Cortes (1810–1814)*, Huesca 2013; Manuel Chust Calero, *La tribuna revolucionaria: la Constitución de 1812 en ambos hemisferios*, Madrid 2014; Dominic Lieven, *Russland gegen Napoleon. Die Schlacht um Europa*, München 2011; Adam Zamoyski, *1812: Napoleons Feldzug in Russland*, München 2012, Hans-Ulrich Thamer, *Die Völkerschlacht bei Leipzig. Europas Kampf gegen Napoleon*, München 2013.

15 Siehe u.a. Alan Forrest / Karen Hagemann / Jane Rendall (Hgg.), *Soldiers, Citizens and Civilians: Experiences and Perceptions of the Revolutionary and Napoleonic Wars, 1790–1820*, Basingstoke 2009; Karen Hagemann / Gisela Mettele / Jane Rendall, *Gender, War and Politics. Transatlantic Perspectives, 1775–1830*, Basingstoke 2010.

16 Vgl. dazu Bernhard Struck / Claire Gantet, *Revolution, Krieg und Verflechtung: 1789 – 1815*, Darmstadt 2008.

schaftspolitische Entwicklung Europas ausgingen, ist keineswegs hinreichend erarbeitet.

Damit ist bereits das dritte Desiderat angesprochen: Letztlich sind die Ergebnisse der antinapoleonischen Kriege für die europäischen Gesellschaften noch vielfach unerforscht. So wird durchaus unterschiedlich beurteilt, inwieweit die Befreiungskriege als „Wasserscheide“ für die Entwicklung Europas bezeichnet werden können. Ute Planert und Jörg Echternkamp haben die Bedeutung der Kriege als „Geburtsstunde des deutschen Nationalismus“ in Frage gestellt. Charles Esdaile hingegen hält daran fest, dass die antinapoleonischen Kriege eine Zäsur in der Geschichte der Kriegsführung im Besonderen und der Europas im Allgemeinen darstellen.¹⁷ „Die Folgen der Umbruchszeit und das Verhältnis von Kontinuität und Wandel auszuloten“, befand Ute Planert, „bleibt weiterhin ein Desiderat.“¹⁸

In diese Forschungslücken wollten die Herausgeber mit der von ihnen organisierten Tagung vorstoßen, die vom 17. bis zum 19. Oktober 2013 in Berlin als eine Kooperation der Ranke-Gesellschaft und der Arbeitsgemeinschaft zur Preußischen Geschichte stattfand. Hier sollten erstens Folgen der „Befreiungskriege“ in den Blick genommen werden, um auf diese Art wieder den Einfluss des Krieges auf die europäische Geschichte des 19. Jahrhunderts besser bemessen zu können. Diese fraglos vorhandenen Zusammenhänge sind durch bestimmte Konjunkturen der Geschichtswissenschaft eher vernebelt worden: Die einst in der Historiographie vorherrschende Ansicht, die „Befreiungskriege“ seien eine „Epochenscheide“ bzw. die Geburtsstunde der modernen europäischen Nationen, war abgelöst worden von der Überzeugung, die multiplen Prozesse der Modernisierung seien innerhalb eines sehr viel breiter zu bemessenden Zeitrahmens, für welchen Reinhart Koselleck den Begriff „Sattelzeit“¹⁹ geprägt hatte, in Gang gesetzt worden.²⁰ Des Weiteren wurde der Beginn der Veränderungsdynamik durch die Ausdehnung des Blickwinkels auch auf außereuropäische Entwicklungen auf die Zeit um 1770 vorverlegt.²¹ Schließlich galt auch der Beginn des Siebenjährigen

17 Charles Esdaile, *Napoleon's Wars. An International History, 1803–1815*, London 2007.

18 Ute Planert, Einleitung: Krieg und Umbruch um 1800, in: dies. (Hg.), *Krieg und Umbruch in Mitteleuropa um 1800*, 11–23.

19 Reinhart Koselleck, Einleitung, in: Otto Brunner u. a. (Hgg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 1*, Stuttgart 1972, XIII–XXVII, XV.

20 Dabei hat die angelsächsische Historiographie weniger Schwierigkeiten, den Zäsurcharakter der Kriege hervorzuheben, so nicht zuletzt Charles Esdaile, der betonte: „The Napoleonic Wars (...) marked a watershed in the history of warfare and Europe alike.“ Esdaile, *Napoleon's Wars*.

21 Vgl. Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009, 102.

Krieges als eigentliche Zäsur,²² und im Modus sozialgeschichtlicher Zugänge wird die Geschichte der Neuzeit oft grundsätzlich ab 1750 erzählt.²³

Die Plausibilität dieser Periodisierungen steht außer Frage, doch hat die Verschiebung des Fokus insofern einen Preis, als die Bedeutung der europäischen Kriegsperiode 1792-1815 für die Wandlungsprozesse innerhalb Europas schwieriger zu bemessen ist. Das besondere Interesse der Tagung lag deswegen darin, nicht die lange Vorgeschichte in den Vordergrund zu rücken, sondern die konkreten Wechselwirkungen zwischen dem Krieg, dessen Erfahrungen und seinen Folgen. Auf diese Weise sollte ein neues Verständnis für die Veränderungen gewonnen werden, die durch die antinapoleonischen Kriege in Europa in Gang gesetzt wurden. Dabei galt es, nicht nur denjenigen Prozessen Rechnung zu tragen, die traditionell unter dem Begriff der „Modernisierung“ verhandelt werden. Vielmehr waren und sind die zahlreichen Widersprüche und Spannungen zu berücksichtigen, die sich aus den verschiedenen sozioökonomischen und mentalen Anpassungsleistungen an die militärischen und politischen Entwicklungen ergaben. Letztere führten oftmals zu einem konkurrierenden, spannungsreichen, aber zuweilen auch harmonischen, synkretistischen Neben- bzw. Miteinander von traditionellen und modernen Elementen.²⁴

Diese grundsätzliche Polarität der Erfahrungen soll mit den Begriffen „Entgrenzung“ und „Einhegung“ umrissen sein. Der Begriff der „Entgrenzung“ verweist auf die auf vielen Ebenen nachweisbare Erfahrung, dass traditionelle Beschränkungen aufgehoben wurden. Diese Erfahrung war wiederum die Voraussetzung dafür, alternative Verhaltensweisen auszuprobieren und neue Ordnungsmuster zu entwerfen. Diese Erfahrung der „Entgrenzung“ prägte zahlreiche Bereiche der damaligen Lebenswelt: Die territorialen Grenzen, welche Staaten voneinander trennten, wurden neu verlegt; Handelsströme wurden umgeleitet und sollten – unter Ausgrenzung des britischen Raumes – einen neuen europäischen Binnenmarkt ungeahnter Dimensionen bilden; eherne politische Ordnungsmodelle, allem voran die Monarchie, gerieten unter Druck beziehungsweise in reale Gefahr; die innergesellschaftlichen Differenzierungen verloren durch einen neuen Gleichheitsdiskurs an Trennschärfe, Verfassungen wurden im Namen der Nation erlassen. Desgleichen wurden Konzepte des „Nationalen“ propagiert, auch wenn dieses Angebot einer neuen kollektiven Vergemeinschaftungsform (noch) nicht an die Stelle traditioneller lokaler Loyalitäten treten konnte, sondern allenfalls synkretistische Verbindungen mit ihnen einging. Doch gerade die Produktionen von Literaten und Musikern trugen langfristig dazu bei, neue Leitbilder zu popularisieren.

22 Siehe u.a. David Armitage / Sanjay Subrahmanyam (Hgg.), *The Age of Revolutions in Global Context, 1760–1840*, Basingstoke 2010.

23 Vgl. u. a. Bert Altena / Dick van Lente, *Gesellschaftsgeschichte der Neuzeit 1750–1989*, Göttingen 2009. Siehe auch die von Rafe Blaufarb, Alan Forrest und Karen Hagemann herausgegebene Publikationsreihe *War, Culture and Society, 1750–1850*.

24 Auf diese Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigen in Gesellschaften Mitteleuropas während der „Übergangszeit“ um 1800 hatte auch bereits Ute Planert mit ihrem Sammelband verwiesen, vgl. Planert, Einleitung, 14f.

Gleichwohl wurden diese „Entgrenzungen“ keineswegs als einhellig positiv erfahren. Die als bedrohlich empfundenen Alteritätserfahrungen wurden mit der Entwicklung neuer Abgrenzungsmodi beantwortet. Diese waren so vielfältig wie die Bereiche, in denen sie zutage traten. So stehen Grenzüberwindung und Nationalisierung, Demokratisierung und Stärkung der Monarchie, Judenemanzipation und Antisemitismus oder Gleichheitsdiskurs und Ausprägung hierarchischer Geschlechterordnungen in einem dialektischen Verhältnis, dessen Wechselwirkungen auf der Tagung erst diskutiert und jetzt in den vorliegenden Beiträgen analysiert wurden. Die Diskussion wurde zudem durch den je unterschiedlichen Blick geprägt, den Vertreter_innen verschiedener Fachdisziplinen auf die Ereignisse haben. Um das Ausmaß der kulturellen und sozioökonomischen Veränderungen zu bemessen, kamen neben Historiker_innen auch ein Musikwissenschaftler (Walter Werbeck), ein Literaturwissenschaftler (Christoph Jürgensen), eine Kunstwissenschaftlerin (Bénédicte Savoy)²⁵ und eine Juristin (Ulrike Müßig) zu Wort. Aber auch die Beiträge aus der Historiographie standen im Dienste der Multiperspektivität. So konnten z.B. Wirtschafts-, Medizin- und Militärgeschichtler sowie Expert_innen für jüdische oder Gender- und Emotionengeschichte mit ihren spezifischen Zugängen die gewünschte Bandbreite der Thematik unterstreichen.

Im ersten Beitrag greift Andreas Fahrmeir (Frankfurt) die Frage auf, die Theodor Schieder vor 50 Jahren zu beantworten suchte, und widmet sich dem Jahr 1813 aus der Perspektive der Gegenwart. Dabei fragt er zunächst – mit dem Fokus auf der Berichterstattung in Großbritannien – ganz allgemein nach den Konjunkturen der Erinnerungen im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte, bevor er die „Meistererzählung“ Schieders von 1963 analysiert und schließlich die historiographische Entwicklung seit dieser Zeit rekapituliert. Der Beitrag mündet schließlich in die Warnung vor jeglicher politischen Indienstnahme beziehungsweise Projektion damaliger Ereignisse auf heutige europäische Konstellationen.

Im Anschluss kehrt Thomas Stamm-Kuhlmann (Greifswald) zu den Geschehnissen von 1813 und ihrer Rezeption zurück, indem er sich mit der Motivation all derjenigen auseinandersetzt, die in Preußen gegen Napoleon zu den Waffen gegriffen hatten. Dabei arbeitet er heraus, dass die Annahme, die Kämpfenden hätten sich vom Verfassungsversprechen des Königs antreiben lassen, nur eine retrospektive Konstruktion der Liberalen späterer Jahrzehnte gewesen war. Stattdessen war es eben nicht „das Volk“, sondern nur eine übersichtliche Minderheit, die sich sogar schon vor 1813 von liberalen und nationalen Parolen hatte infizieren lassen.

Gleichwohl bleibt die Frage, wie sich derartige Deutungen im Laufe der Zeit durchsetzen konnten. Eine der Ursachen ist in den Emotionen zu suchen, die sich mit Blick auf nationale Kollektive zu Beginn des 19. Jahrhunderts herausbildeten. Mit der emotionalen Dimension der Befreiungskriege setzt sich Birgit Aschmann (Berlin) auseinander. Sie hebt die Hochkonjunktur der Emotionen in der Sattelzeit hervor, geht auf die gezielte politische Instrumentalisierung der Leidenschaftlichkeit durch die preußischen Militärreformer ein und hebt mit ihrer ordnungsstiftenden Kompetenz die Funktionalität der Emotionen in einer Zeit hervor, in der so

25 Bénédicte Savoy konnte leider keinen schriftlichen Beitrag mehr einreichen.

vieles in Unordnung geraten war. Schließlich geht der Beitrag auf die Unterschiede zwischen den privat und öffentlich geäußerten Emotionen ein und vertritt die These, dass die Zeit der antinapoleonischen Kriege eine Phase der emotionalen Sensibilisierung gewesen ist, in der affektive Einstellungen zur Nation wegen ihrer orientierungsgebenden Wirkung auf einen Boden fielen, der sich in den nächsten Jahrzehnten als überaus fruchtbar erweisen sollte.

Mit den Emotionen sollten Grenzen der Zugehörigkeit oder Exklusion markiert werden. Inwiefern die jüdische Bevölkerung Teil der Gesellschaften Europas war, wurde in diesen Jahren neu verhandelt. Thomas Brechenmacher (Potsdam) geht in seinem Beitrag auf die Zusammenhänge von Befreiungskriegen und Judenemanzipation ein. Nach der Französischen Revolution stand in allen europäischen Staaten die Frage nach einer möglichen Staatsbürgerschaft der jüdischen Bevölkerung im Raum. Mit der Integration jüdischer Soldaten in die nationalen Heere schienen althergebrachte Strategien der Exklusion gänzlich in Frage gestellt. Brechenmacher zeichnet nach, in welchen vielfältigen Formen die Obrigkeiten verschiedener Länder auf die „Entgrenzungen“ mit Bemühungen reagierten, diese Prozesse wieder einzuhegen, und welchen Erfolg sie dabei hatten.

Inwieweit in den zeitgenössischen Debatten bereits Ansätze einer rassistischen Theorie zu erkennen sind, wird von Niels Hegewisch (Greifswald) untersucht. Er arbeitet zunächst Strukturmerkmale von Rassentheorien heraus und geht sodann auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Rassismus und Nationalismus ein, um schließlich die Publikationen von Johann Gottlieb Fichte, Friedrich Ludwig Jahn und Ernst Moritz Arndt auf Spuren derartiger Rassentheorien hin zu untersuchen. Deutlich wird, dass zwar keiner der Autoren mit kohärenten Theorien, aber sehr wohl mit Versatzstücken aufwartet, die in späteren Zeiten zur weiteren Verwendung zur Verfügung stehen sollten. Ein besonderes Erklärungspotenzial verspricht sich Hegewisch schließlich durch die Heranziehung des Romantikkonzeptes, das mit der emotionalen Dimension, der Subjektivität und den Naturvorstellungen zentrale Elemente für die Fundierung des frühen Nationalismus bereitstellte.

Während die ersten Beiträge vorzugsweise Beispiele aus dem preußisch-deutschen Umfeld thematisieren, nehmen die folgenden auch außerdeutsche Territorien in den Blick. Der regionale Schwerpunkt der beiden nächsten Aufsätze liegt in Spanien. Martin Rink (Potsdam) vergleicht dabei die spanische Guerilla mit den preußischen Insurrektionsplänen, schließlich ist beiden Phänomenen die Entgrenzung traditionell geregelter militärischer Gewalt eigen. Dabei wird deutlich, in welcher komplexen Gemengelage traditionelle und innovative Elemente bei diesen Formationen ineinandergriffen. Aus Mangel an Alternativen wurde die Entgrenzung des Krieges durch irreguläre Einheiten zunächst forciert, um sie dann aber so schnell wie irgend möglich wieder unter Kontrolle zu bekommen. Die Erfahrungen aus dieser Zeit aber wirkten weiter.

Welche Erfahrungen insbesondere deutsche Kämpfer machten, die im Zuge ihrer Beteiligung an den antinapoleonischen Kriegen auf die Iberische Halbinsel gekommen waren, erläutert Kathrin Brösicke (Rostock) in ihrem Beitrag zu den deutsch-spanischen Kulturkontakten dieser Zeit. Ihre Aufmerksamkeit gilt den

Soldaten, die zuvor kaum aus ihren deutschen Territorien herausgekommen waren und nun mit fremden Landschaften und Lebensweisen konfrontiert wurden. Geschildert wird, wie die Betroffenen die Lebensformen der Spanier, ihre Kleidung, ihre Wirtschaftsformen und Essgewohnheiten wahrnahmen und auf diese Weise ihr Wissen über ferne Gegenden anreicherten.

Langfristige Wirkung ging von Spanien schon durch die Verfassung von 1812 aus, die in vielen europäischen Ländern bald Vorbildstatus unter den Liberalen genoss, beziehungsweise zum Symbol des Schreckens für die Konservativen Europas wurde. Wie sich ausgehend von dieser spanischen Verfassung in Europa die Debatte um die nationale Souveränität gestaltete, zeichnet die Rechtshistorikerin Ulrike Müßig (Passau) in ihrem Beitrag nach. Auch in der Gestaltung von Verfassungsentwürfen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lässt sich die Dynamik der Aushandlungsprozesse zwischen innovativen und restaurativen Tendenzen nachweisen. Frühen Versuchen, die Volkssouveränität zu akzentuieren und damit die Grenzen der Ordnung des Ancien Régime zu überwinden, standen bald erstarrende Bestrebungen entgegen, das monarchische Prinzip als Bollwerk gegen revolutionäre Unruhe fest zu verankern. Die Volksvertretung, der in der Verfassung von Cádiz von 1812 noch eine sehr große Bedeutung eingeräumt worden war, wurde hingegen mehr und mehr eingehegt.

So waren ausgerechnet die Monarchen, wenn auch fortan ihrerseits vielfach konstitutionell eingehegt, letztlich die Profiteure der Veränderungsdynamik seit der Französischen Revolution. In welcher Weise diese Institution auf die historischen Erfahrungen des revolutionären Umbruchs reagierte und wie sich die Restauration der Monarchien im nachrevolutionären Europa vollzog, ist Thema des Beitrags von Christoph Nübel (Berlin). Der drohenden Erosion ihrer Autorität begegneten die Monarchen durch neue Legitimationsstrategien. Dies zeigte sich in der diskursiven und symbolischen Inszenierung von Führungsqualitäten u.a. als Heerführer, wodurch die Monarchen erst zu Integrationsfiguren einer nationalen Verteidigungsgemeinschaft und später, in der Restaurationszeit, zu Garanten von Ordnung und Stabilität avancierten. Allgemeine Kriegsmüdigkeit, Sehnsucht nach geregelten Verhältnissen und die weit verbreitete Angst vor erneuten Ausbrüchen revolutionärer Unruhen arbeiteten dieser neuen Verankerung monarchischer Herrschaft entgegen. Dabei konnte die Monarchie nach den revolutionären Umbrüchen nicht nahtlos ausschließlich an alten Traditionen anknüpfen. Entsprechend verdeutlicht der Beitrag die Mischungsverhältnisse aus Altem und Neuem als Voraussetzungen für den Erfolg der Institution im „Jahrhundert der Monarchie.“²⁶

Die Sehnsucht nach Ordnung konnte in der nachrevolutionären Zeit deshalb so wirkmächtig werden, weil die durch Revolution, napoleonische Expansion und antinapoleonische Kriege bedingten Veränderungen die europäischen Gesellschaften umfassend beeinträchtigt hatten. Die folgenden Beiträge sind geeignet, die Dimensionen dieser Veränderungen in Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur beispielhaft aufzuzeigen. Zugleich illustrieren sie, wie auch in diesen Sektoren die

26 Dieter Langewiesche, *Die Monarchie im Jahrhundert Europas. Selbstbehauptung durch Wandel im 19. Jahrhundert*, Heidelberg 2013.

Prozesse von revolutionärer „Entgrenzung“ und restaurativer „Einhegung“ wirksam waren. Der Wirtschaftshistoriker Markus Denzel (Leipzig) geht auf die massiven Eingriffe in europäische Wirtschaftsstrukturen durch die napoleonischen Maßnahmen ein. Sowohl die Kontinentalsperre als „Kampfmaßnahme“ als auch das Vorhaben, Kontinentaleuropa zu einer Wirtschaftseinheit zusammen zu zwingen, waren wegen ihrer Dimensionen neuartige politische Machtmittel und zeitigten weitreichende Folgen für die europäischen Gesellschaften. Zugleich allerdings basierte das Projekt eines Kontinentalystems auf überkommenen merkantilistischen Vorstellungen, so dass es nicht als grundsätzlich innovative Integration, sondern als Höhepunkt des Merkantilismus betrachtet werden muss, der geradewegs in die Wirtschaftskrise von 1810/11 mündete. Das Scheitern war schon deshalb programmiert, weil es ausschließlich den Interessen Frankreichs diene und den Niedergang der Ökonomien anderer Länder bereitwillig in Kauf nahm. Die langfristigen Folgen der Maßnahmen sind strittig beziehungsweise nach Regionen und Wirtschaftssektoren sehr unterschiedlich. Eindeutig aber trugen sie nicht nur zur Stärkung der französischen Baumwollindustrie, sondern zur allgemeinen Wirtschaftskraft Großbritanniens bei, das in der Folge zur ersten Welthandelsmacht des 19. Jahrhunderts aufstieg.

Die europäischen Gesellschaften waren infolge der wirtschaftlichen und politischen Prozesse seit Beginn der Sattelzeit nicht nur durch die Auflösung von Standesgrenzen, sondern auch infolge der Hinterfragung von Genderrollen in Unruhe. Der Beitrag von Karen Hagemann (Chapel Hill) geht diesen Zusammenhängen zwischen den antinapoleonischen Kriegen und der Geschlechterordnung nach. So entwickelten sich bald neue Vorstellungen von angemessenem weiblichen Patriotismus, der sich nach hegemonialen maskulinen Vorstellungen in caritativer Tätigkeit erschöpfen sollte. Zugleich aber erschlossen sich den Frauen in Institutionen wie den Frauenvereinen, in patriotischen Salons oder bei schriftstellerischer Tätigkeit neue Vergemeinschaftungsformen und Handlungsräume. Wie die Reaktionen auf einige Frauen zeigten, die sich – zunächst unbekannt – unter die Soldaten mischten, war eine Beteiligung an Kampfhandlungen unerwünscht. Vielmehr verfestigte sich schließlich über den Ausschluss der Frauen aus der nationalen Verteidigungsgemeinschaft und die spätere Erinnerung an die militärische Erhebung die untergeordnete Position von Frauen innerhalb der bürgerlichen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts.

Als Sprachrohr nationaler Euphorie fungierten vor und während der antinapoleonischen Kriege einige Schriftsteller, denen der Beitrag des Literaturwissenschaftlers Christoph Jürgensen (Wuppertal) gewidmet ist. Hier werden anhand der Beispiele von Ernst Moritz Arndt, Joseph von Eichendorff und Theodor Körner drei unterschiedliche Konzepte von Autorschaft vorgeführt, deren Gemeinsamkeit in dem Versuch zu sehen ist, Glaubwürdigkeit zu erzeugen. Mit Blick auf die Leitbegriffe der Tagung wird deutlich, wie die Grenzen zu dem erst jüngst abgesteckten autonomen Feld der Literatur während der Befreiungskriege wieder durchlässig wurden und es zu diversen Verbindungen zwischen der „reinen Kunst“ und der „politischen Realität“ kam, bevor nur bald nach Ende des Krieges dieser Wildwuchs eingehegt und die Grenzen erneut akzentuiert wurden.

Analog zu den Versuchen, das Verhältnis zwischen Politik und Poesie in dieser Zeit neu zu bestimmen, entwickelte sich die Relation vom musikalischen Feld zur Politik. Der Musikwissenschaftler Walter Werbeck (Greifswald) zeigt anhand der Kompositionen von Beethoven, wie dieser, nachdem er selbst zur ästhetischen Durchsetzung der „reinen Tonkunst“ beigetragen hatte, deren Grenzen mit seiner Schlachtensinfonie von 1813 wieder infrage stellte. Doch auf die Hochkonjunktur von patriotisch inspirierter Tonmalerei folgte nach der Niederlage Napoleons – ähnlich wie bei der Poesie – eine Rückkehr zur sprachlosen Instrumentalmusik ohne politische Bezüge. Gleichwohl waren die Einflüsse überdauernd, die jene Kompositionen Beethovens auf das musikalische Feld ausübten, die mit Blick auf Napoleon entstanden waren. Habe doch Beethoven das Reich der Töne so umgestaltet, wie Napoleon das der Politik. Eine später immer wieder zu politischen Zwecken reaktivierte Innovation war die musikalische Gestaltung des Heroischen in Beethovens Eroica, die für die Musikästhetik des gesamten 19. Jahrhunderts Maßstäbe setzte.

Inwiefern sich die Aufschreibesysteme in Krankenhäusern in dieser Zeit veränderten, ist Thema des Beitrags von Volker Hess (Berlin). Der Medizinhistoriker vergleicht, inwiefern sich die Verschriftlichungen von Krankenbeobachtungen in Paris und Berlin unterschieden, und kann dabei herausarbeiten, wie sich trotz einheitlicher Ursprünge letztlich erhebliche Unterschiede herausbildeten. Während die Mediziner in Paris im Bureau retrospektiv ausführliche Krankengeschichten auf der Basis dessen komponierten, was das gebildete Pflegepersonal aus kirchlichen Orden zuvor notiert hatte, wurden in Berlin von Ärzten selbst während des Besuchs im Krankensaal nur bruchstückhaft und tabellarisch Protokollnotizen angefertigt. Diese Unterschiede werden auf die divergierenden politischen und sozialen Entwicklungen in beiden Ländern zurückgeführt, die zu abweichenden Entscheidungen bei der Gestaltung von Hospitälern, medizinischer Ausbildung, Auswahl des Pflegepersonals und Einfluss der Verwaltung auf das Medizinsystem führten.

Dieser medizin- bzw. wissenschaftsgeschichtliche Beitrag ist der einzige, der keinen Anschluss findet an die Leitbegriffe von „Entgrenzung“ und „Einhegung“. In allen anderen Bereichen wurde deutlich, dass die Zeit der antinapoleonischen Kriege einerseits eine Phase der Entgrenzung war, in der neue Praktiken, Formen und Methoden eingeführt und neue Erfahrungen gemacht oder bekannte Phänomene zumindest zu neuen Dimensionen umstrukturiert wurden. Zugleich aber wurden zeitgleich oder zeitversetzt von Repräsentanten der Tradition Maßnahmen in Gang gesetzt, die der Einhegung dieser Auswüchse dienten. Auf diese Weise kam es zu einem Rückgang der Veränderungsdynamik, was aber keine Rückkehr zum status quo ante ermöglichte, so dass sich neue und traditionale Elemente in unterschiedlicher, wiederum innovativer Weise miteinander mengten. Zudem ist bei allen Versuchen der Einhegung in der Restaurationsära vielfach zu beobachten, dass die Impulse aus den Jahren des Umbruchs erst nach einer (unterschiedlich) langen Inkubationszeit ihre Wirkung entfalteten. So ist die Überlebenszeit der europäischen Monarchien um ein ganzes Jahrhundert verlängert worden, wäh-

rend gleichzeitig dafür gesorgt war, dass sich Europa unter dem Dach dieser Monarchien dynamisch fortentwickeln konnte.

Für die reibungslose Durchführung der Tagung und die Drucklegung des vorliegenden Bandes bedurfte es der tatkräftigen Unterstützung vor allem der Mitarbeiter_innen des Lehrstuhls für Europäische Geschichte des 19. Jahrhunderts der Humboldt-Universität. Die Herausgeber danken in besonderer Weise Kerstin Brudnachowski, Christoph Nübel, Dolly Rodríguez und Britt Schlünz für organisatorische Umsicht und redaktionelles Geschick. Auch Niels Hegewisch und Franziska Sevekow (Greifswald) trugen zur Optimierung der Textgestaltung bei. Ohne die Hilfe und unendliche Geduld von Jens Ruppenthal (Köln) wäre es allerdings kaum gelungen, die Texte so schnell und kompetent in Form zu bringen.

*Berlin und Greifswald
im Dezember 2014*